

Kopiedruck verboten.

47]

Die Arena.

Roman von Vicente Blasco Ibañez.

Autorisierte Uebersetzung von Julio Brouta.

Sein Schwager Antonio, der sich auf längere Zeit auf dem Gute mit samt seiner Familie häuslich eingerichtet, sich das Amt eines Verwalters angemacht hatte und angeblich alles in Ordnung bringen wollte, hatte nur erreicht, daß der Gang der Arbeiten noch verwickelter wurde und die Arbeitsleute sich erhobten. Es war ein Glück, daß Gallardo auf die sichere Einnahme aus den Stiergefächten zählen konnte, eine unersiegbare, reichlich fließende Quelle, durch die seine Verschwendung und sein Unfall weitaus wieder ausgeglichen wurden.

Bevor er nach La Rinconada übersiedelte, hatte die Sennora Augustias den Wunsch geäußert, ihr Sohn möge zum Dank vor der Heiligen Jungfrau der Hoffnung niederknien. Es sei ein Gelübde, das sie an jenem unseligen Abend getan hatte, als sie ihn bleich und starr, wie einen Toten, auf der Tragbahre liegend sah. Wie oft hatte sie darauf das Bild der Macarena, der holden Himmelkönigin mit langen Wimpern und braunen Wangen, angelehnt, ihr armes Häuschen nicht zu vergessen!

Das Ereignis wurde zu einem Volksfeste. Die Gärten des Macarena-Stadtviertels wurden von der Mutter des Stiersechters gerufen, und die Kirche zu San Gil füllte sich mit Blumen, riesigen Sträußen, die eine Art Pyramide auf dem Hochaltar zwischen den Pfeilern bildeten, und in Gewinden von den Hängelampen herabhielen.

Es war ein sonniger Morgen, als die heilige Zeremonie stattfand. Trotzdem es ein Wochentag war, füllte sich die Kirche mit den feinsten Leuten aus den umliegenden Stadtteilen: dicken, schwarzäugigen und kurzhafigen Frauen mit drallgefüllten Miedern und Röcken, in schwarzer Kleidung und mit Spigenschleiern über den mattweißen Gesichtern; glattrasierten Handwerkern in neuen Anzügen, mit runden Hüten und großen, goldenen Ketten auf der Weste. Auch ganze Schwärme von Bettlern waren herbeigeeilt, als ob eine Hochzeit stattfände, und hatten in zwei Reihen vor den Türen der Kirche Aufstellung genommen. Die Platschweiber des Stadtviertels standen mit wirren Haaren, ihre Säuglinge im Arm, zusammen und warteten ungeduldig auf die Ankunft Gallardos und seiner Familie.

Es sollte eine Messe mit Orchesterbegleitung und Gesang stattfinden, etwas Außerordentliches, wie die Oper im Theater von San Fernando in der Osterzeit. Darauf sollten die Geistlichen ein Te Deum zum Dank für die Errettung des Herrn Juan Gallardo anstimmen; genau so, wie wenn der König in Sevilla einzieht.

Der Zug kam heran und brach sich Bahn durch die Menge. Die Mutter und die Frau des Stiersechters, umgeben von Freundinnen und Verwandten, machten den Anfang mit ihren bei jedem Schritt knisternden, schweren, schwarzen Seidenkleidern, und lächelten süß unter ihren Schleiern. Ihnen folgte Gallardo und eine endlose Reihe von Stiersechtern, Freunden und Bekannten, sämtlich in hellen Kleidern, mit Ketten und Ringen von grellem, auffälligem Glanz, die Köpfe mit weißen Filzhüten bedeckt, die von der schwarzen Farbe der Frauenkleider lebhaft abstachen.

Gallardo sah ernst daren. Er war gutgläubig gesinnt. An Gott pflegte er zwar wenig zu denken und suchte gewohnheitsmäßig auf ihn in Augenblicken der Erregung, aber jetzt war es etwas anderes; es handelte sich um die allerheiligste Macarena, der er seinen Dank darbringen wollte. Darum trat er mit andächtiger Miene in die Kirche.

Alle gingen hinein, mit Ausnahme des Nacional, der seine Frau und Kinder allein eintreten ließ und selbst auf dem kleinen Platz vor der Kirche stehen blieb.

„Ich bin Freidenker“, glaubte er vor einer Gruppe von Freunden bekennen zu müssen, „ich achte alle fremden Uebersetzungen, aber das da drinnen ist für mich . . . Schwindel.“

Ich möchte gewiß der Macarena nicht zu nahe treten, aber, den Tausend! wenn einer, den ich kenne, nicht zur rechten Zeit den Stier abgelenkt hätte, als Juan am Boden lag. . . .“

Durch die offenstehenden Türen wurden auf dem Platz das Stöhnen der Instrumente und die Stimmen der Sänger in einer süßlichen wollüstigen Melodie hörbar, begleitet von hervorquellendem Blumenduft und vom Geruch der Wachskerzen.

Die außerhalb des Tempels wartenden Stiersechter und ihre Verehrer rauchten eine Zigarre nach der anderen und bisweilen traten einige ab, um sich in der nächsten Schenke die Zeit nach Möglichkeit zu verkürzen.

Als der Zug wieder hinaustrat, stürzten sich die Bettler streitend und ringend, schimpfend und stoßend auf die unter sie geworfenen Geldmünzen. Ein jeder bekam seinen Teil, der Maestro Gallardo war großmütig.

Die Sennora Augustias weinte und stützte den Kopf auf die Schulter einer Freundin.

An der Kirchthür erschien, lächelnd und stattlich, der Stiersechter, seine Frau im Arm, die vor Erregung zitternd die Augen zu Boden senkte, indem ihr eine Träne an den Wimpern glänzte.

Ihr war, als hätte sie sich zum zweiten Male vermählt.

7.

Als die Osterwoche nahte, bereitete Gallardo seiner Mutter eine große Freude.

In früheren Jahren war er in der Prozession der Pfarrei zu San Lorenzo gegangen, als Verehrer „Unseres Vaters Jesus zur Großen Nacht“, wobei er eine schwarze Kutte mit hoher Kapuze und eine Maske getragen, die nur die Augen sichtbar werden ließ. Es war dies die Bruderschaft der Vornehmen, und der Matador, schon damals ein vermögender Mann, war in sie eingetreten und hatte die anderen volkstümlichen Bruderschaften verlassen, in denen Andacht und Frömmigkeit mit Trunkenheit und Ausschweifung Hand in Hand gingen.

Gallardo sprach mit Stolz von der Ernsthaftigkeit dieser religiösen Vereinigung. Alles war pünktlich und gut diszipliniert, genau so wie ein Heer.

In der Nacht zu Gründonnerstag, wenn die Uhr von San Lorenzo die zweite Stunde schlug, öffneten sich plötzlich die Kirchentüren und das Volk, das in der Finsternis des Platzes angehäuft stand, schaute das Innere des Tempels im hellsten Lichterglanz und dort, aufgestellt in Reih und Glied, die Bruderschaft.

Die schwarzen Kapuzenträger, still und schauerlich, ohne anderes Zeichen von Leben als den Glanz der Augen, die hinter der schwarzen Maske hervorlugten, schritten zu zweien langsam vor. Von Paar zu Paar hielten sie einen großen Abstand. In den Händen trugen sie schwarze Kerzen, deren bleiches Licht sich geisterhaft ausnahm, und schwer schleiften die Schleppe der Kutten über die Steinfliesen. Die süßlich leicht erregbare Menge betrachtete erstaunt den Aufzug der Kapuzenträger, die sie Nazarener nannte, diese geheimnisvollen Masken, die vielleicht große Herren waren, durch traditionelle Frömmigkeit bewogen, zu diesem nächtlichen Reigen zu erscheinen, der erst mit Sonnenaufgang sein Ende nahm.

Es war eine Bruderschaft des Stillschweigens, die Nazarener durften nicht sprechen und marschierten von Schutzleuten begleitet, damit sie von niemanden belästigt würden. Unter der Zuschauermenge gab es viele Betrunkene, durch die Straßen schweiften unermüdete Betrüder, die in Erinnerung an die Leiden des Herrn vom Mittwoch der Karwoche an ihre Frömmigkeit von Kneipe zu Kneipe herumtrugen und diese Stationen erst am Sonnabend einstellten, wo sie sich dann endlich zur Ruhe begaben, nachdem sie unzählige Male in allen Gassen zu Falle gekommen waren.

Wenn die Bruderschaft, die verpflichtet zu schweigen war, allein in der Prozession ging, stellten sich diese Gottlosen, denen der Wein jedes menschliche Bedenken genommen hatte, neben ihr auf und raunten ihren Mitgliedern die größten Schmähungen zu. Der Nazarener schwieg und litt; denn sprechen hieß sündigen. Er ertrug die Beleidigungen als ein Opfer, das er dem „Herrn zur Großen Nacht“ brachte. Aber die Schmeißfliege, angefeuert durch diese Duldsamkeit, ver-

Hoppelte ihr beleidigendes Gesumme, bis der fromme Maskenträger am Ende die Geduld verlor und dachte, daß er zwar zum Stillschweigen gezwungen war, nicht aber zur Untätigkeit, und ohne ein Wort zu sprechen, plötzlich die Kerze erhob und damit auf den Betrunknen kräftig einschlug, der die heilige Andacht störte.

Wenn im Verlauf der Prozession die Träger der Heiligenbilder der Ruhe bedurften und die mit Laternen beladenen schweren Gerüste unbeweglich blieben, genügte ein leises Wischen, um die Kapuzenleute zum Stehen zu bringen. In jedem Paare kehrte einer dem anderen das Gesicht zu, die große Kerze auf den Fuß gestützt, und schaute mit geheimnisvoll schimmernden Augen auf das Gedränge ringsum.

Es waren alles trübselige Gestalten, wie einer Kezerverbrennung entronnen; düstere Fragen, deren düstere Schleppen beim Nachschleifen einen Geruch von Weihrauch und einen Gestank wie vom Scheiterhaufen auszufrömen schienen. Die Klageöne der langen Trompeten zerrissen die Stille der Nacht. Ueber den Spitzen der Kapuzen bewegten sich leise im Winde die kleinen Banner der Bruderschaft aus schwarzem Samt mit goldenen Borden und dem römischen Anagramm SPQR, darin eingestickt in Erinnerung an die Einmischung des Statthalters von Judäa beim Tode des Gerechten.

Das Erscheinen des „Herrn zur Großen Nacht“ entlockte einen Seufzer aus Hunderten von Herzen.

„Vater Jesus“, murmelten die alten Weiber, die Augen starr wie hypnotisiert auf das Bild gerichtet. „Herr der Großen Nacht, erbarme Dich unser!“

Das Gerüst hielt auf der Mitte des Platzes an, umgeben von den inquisitorischen Kapuzenträgern, und die Frömmigkeit der andalusischen Bevölkerung, die dem Gefange alle ihre Verzückungen anvertraut, begrüßte das Bild mit trillernden Riedern und langgezogenen Klageönen.

Die glockenhelle Stimme eines Kindes übertönte den wirren Lärm. Es war die Stimme eines Mädchens, das sich bis in die erste Reihe vorgedrängt hatte und eine Saeta, einen Spruch an Jesus richtete. Die drei Verse der Strophe fangen das Lob des „Herrn der Großen Nacht“, des göttlichen Bildes und seines Schöpfers Montannes, eines der größten Künstler im goldenen Zeitalter der spanischen Plastik.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Sara.

Die Geschichte einer Liebe.

Von Johan Skjoldborg. — Verechtigte Uebersetzung aus dem Dänischen von Laura Heldt.

Das fruchtbare Taland hier unten hat mit den sandigen Berghöhen nichts gemein. Fuder auf Fuder goldgelber Rüben werden vom Felde heimgebracht. Die Bauernhöfe, an denen sie vorbeischiebet, sehen alle so wohlhabend aus, einer wie der andere, es liegt wie Ruhe und Zufriedenheit über ihnen. Hinter ihren Kornhaufen sieht man sie liegen, wie satte, schläfrige Tiere.

Sie betritt einen sumpfigen Weg, der zu beiden Seiten aufgeworfene Erde hat, und bleibt an einem Hed stehen, um ein paar Füllen zu beobachten, die wild umherlaufen und nicht wissen, was sie mit all der jungen Kraft anfangen sollen, die in ihren Muskeln federt. Sie lehnt sich über das Hed und streckt die Hand aus nach dem zunächst Stehenden. Es hält still und blidt das junge Mädchen mit seinen glänzenden braunen Augen an; darauf kommt es vorsichtig näher auf seinen blanken, graugeflaminten Hufen, die klar und feucht sind von dem saftigen Wiesengras, und streckt ihr sein schnaubendes Maul entgegen. Kaum hat sie aber das weiche, warme Maul lieblosend berührt, so setzt es auch schon in den ausgelassensten Sprüngen davon, hinein in die grüne Wiese.

Wie Anruh und Freude zuckt es um Saras Schultern, und ihren weißen Zähnen entschlipft ein silbes, kaum hörbares Lachen, eine verständnisvolle Freude, die ihr aus tiefster Brust quillt.

Je näher Sara dem Wiesenhofe kommt, um so ernster wird sie. Sie will gern den Leuten dort gefallen. Unwillkürlich blidt sie an sich hinunter und streicht mit der Hand über ihr Kleid; sie ist jezt sehr zufrieden, daß sie nicht gepart hat. . . Ihre neue Kommode, die war wohl schon angekommen, — es war nicht unmöglich, daß sich sogar im Wiesenhofe keine so schöne fand. Sie hätte den Tischler Lars auch gebeten, sich die größte Mühe zu geben. Jedenfalls würden sie wohl finden, daß es ein feines Stück Möbel ist mit den gelben Blumen, die er so hübsch auf die Schubladen gemalt hat. . .

Wie sie nun die Pappelallee betritt, die zum Hofe führt, ist es, als würde der Boden unter ihr lebendig. Wie ein heißer Strom

saugt es ihr um die Schläfen und den Rücken entlang. Diesen Weg muß sie wandern; da gibt es kein Ausweichen; diese Allee ist für sie angelegt.

Daher kommt es ihr auch ganz feierlich vor, hier zu gehen. Seltsam saugt über ihrem Haupte der Wind in den Zweigen. Die hohen Bäume sind wie ein Säulengang; und das hohe, sich daran-schließende Tor ist wie der Eingang zu etwas Geheimnisvollem. —

Der fetts, schmutzig-gelbe Hoshund empfängt sie mit einem heftigen Gebell, das laut zwischen den Außengebäuden widerhallt. Es erschreckt sie derartig, daß sie ganz blaß wird. Sie beugt sich lodend vor, um das Tier zu versöhnen. „Thor“ wedelt ein paar-mal zufrieden mit dem Schwanz und leckt sich um den Mund; er gestattet ihr zu passieren und sieht mit einem westerfahrenen Blick dem jungen Dinge nach, das auf hübschen Mädchenfüßen in neuen Knöpfschuhen über das Steinpflaster trippelt.

Die Wohnstube des Wiesenhofs ist von altmodischer Niedrigkeit, aber sehr geräumig. Der Platz ist ausgefüllt mit Möbeln und Bildern, wie in den Häusern wohlhabender Leute. Hier haben stets wohlhabende Leute gewohnt, das sieht man. Wahrscheinlich war es dasselbe Groshbauerngeschlecht seit mehreren Generationen. Die massiven Mahagoni- und Eichenmöbel stammen aus verschiedenen Perioden. Sie sind ererbtes Gut. Alles ist frisch poliert und gut erhalten. Es ist Ueberlieferung in diesem Zimmer. Hier und da hängen Bilder, vergrößerte Photographien und Kohlezeichnungen; es sind Vorfahren, Ansel und Tanten.

Man sieht auch sofort, daß die Wiesenhofleute nicht von vorne angefangen haben. Der Bauer sitzt vor der ausgezogenen Klappe des Sekretärs und liest die Zeitung, wobei er seine Meerschaumpfeife raucht. Er ist hübsch gewesene, seine hellblauen Augen haben noch immer etwas Sanftes und Gewinnendes. Aber er ist keiner von denen, die sich durchringen. Er sitzt behaglich da mit ein Paar warmen Plüschpantoffeln an den Füßen. Man sieht deutlich, daß er mitten im ererbten Gute sitzt.

Ebenso sicher ist es, daß die Bäuerin, die mit einem Nähzeug am Fenster Platz genommen hat, von wo aus sie Umschau hält, sich wieder in anderer Weise auf ihre Vorfahren stütze. Sie hat viel von dem Ausdruck eines Adlers an sich: das Hochmütige, das allen anderen über den Kopf sieht. Sie hat niemals eine Rechnung in der Hand gehabt, die sie nicht hat bezahlen können, und das haben ihre Vorfahren seit mehreren Generationen ebenfalls nicht. Im übrigen ist sie ein wohlgenährtes Weib mit einer stattlichen Haltung. Und wenn sie zum Fenster hinausieht, scheint ihr Blick bis in die fernsten Winkel zu dringen.

Sobald Sara in diesem Zimmer steht, begreift sie sofort, daß ihre Kommode mit den Nachtblumen des Tischlers Lars nur Plunder ist. Sie atmet leise auf mit einem tiefen Seufzer. Dies ist für sie ein fremdes Haus.

Und als die Leute zu ihr sprechen, ist ein fremder Klang in ihrer Stimme.

„So, Du heißt also Sara. Hoffentlich bist Du manierlich,“ sagt die Bäuerin und mißt sie von oben bis unten mit den Augen. „Ich habe übrigens stets nur Gutes von Jakob Weidenhäuslers Kindern gehört.“

Sara fühlt sich nicht wohl unter dem Blick der Wiesenhofbäuerin und tritt von einem Fuß auf den anderen.

Der Bauer Niels läßt langsam den Rauch aus seinen weichen, lusternen Lippen entweichen und betrachtet mit Wohlbehagen ihren schlanken, festen Körper.

Wiederum mustert die Frau Sara so scharf, daß diese die Empfindung hat, als stände sie entblößt da von dem Pelzwerk, das sie unter vielen Bedenken für ihre letzten Groschen gekauft hat, gerade um auf diese Menschen einen möglichst guten Eindruck zu machen.

„Na, also pußen willst Du Dich auch!“ Es klingt fast wie Hohn in dem Ton der Bäuerin, so daß Sara die Augen niederschlägt.

„Es kann deshalb ja aber trotzdem sein, daß Du ordentlich bist!“

Sara schlägt ihre großen blauen Augen auf, und sie sind so klar und voller Unschuld, daß die Wiesenhofbäuerin milde gestimmt wird.

„Ja, ja, Sarachen, so wollen wir denn hoffen, daß wir beide gut miteinander auskommen werden.“ Frau Maren versucht sogar zu lächeln, aber dieses Lächeln ist etwas künstlich und ohne Innigkeit. Sie schiebt den Lehnstuhl zurück und erhebt sich hoch und stolz, um Sara ihre Kammer anzuweisen.

Als Sara das Zimmer verläßt, blidt Niels, der Bauer, verstoßen zur Tür, und es ist, als schmede er den Tabak zweimal.

Sara sucht sich zurechtzufinden in den Räumlichkeiten des Wiesenhofes jezt am ersten Tage. Es gibt dort viele Türen zum Ein- und Ausgehen. Ueberall herrscht die größte Sauberkeit, und die gepflasterten Dielen des Wasch- und Brauhauses sind gescheuert.

Aber in diesem Hofe ist etwas, das sich Sara schwer auf die Brust legt. Vielleicht auch erscheint ihr nur deshalb die Luft so drückend, weil ihr noch alles so unbekannt ist.

Sie trifft das andere Mädchen, das mit einem Eimer in der Hand angerannt kommt, sie hat nackte, dicke braune Arme. Weil ist älter als Sara und sieht aus wie eine Frau; man sieht es ihr an, daß sie Kinder gehabt hat.

„Na, das ist unser neues Mädchen!“ sagt sie, und ihre Augen

überfliegen hastig Sara. „Ich hoffe, Du kannst was leisten; denn hier müssen wir uns gehörig tummeln!“

Sara lächelt ihr freundlich zu; doch Voel achtet kaum darauf, und bald ist sie wieder mitten in der Arbeit.

Auch diese gefällt Sara nicht. Sie geht hinein in ihre Kammer und wieder hinaus. Sie fühlt sich hier arm, fremd und überflüssig.

Da hört sie jemand kommen. Sie horcht mit den Ohren, den Augen, dem ganzen Körper. Sie stützt sich auf den rechten Fuß, der linke berührt den Erdboden nur mit der Zehe Spitze, und der Kopf ist dem Laut der Schritte zugewandt, die näher und immer näher kommen.

Einen Augenblick ist sie unsicher; sie denkt daran fortzulaufen.

Aber dann steht Anders, der Sohn vom Wiesenhofe, grad vor ihr in dem klaren Licht des Nachmittags, das voll zu den großen Fenstern des Brauhauses hereintrömt.

Er drückt ihr warm die Hand und sagt erfreut: „Willkommen, Sara!“

Sara ist es, als käme mit ihm die Sonne ins Haus. Ihre Augen leuchten, und ihre Wangen brennen.

Mit einem Male werden die kalten Räume des Hofes licht und warm, wie wenn plötzlich im Dunkeln ein großes Feuer angezündet wird.

Anders vom Wiesenhof sieht seinem Vater ähnlich. Er ist vollwändig, aber blaß; seine Augen sind ganz hellblau, seine Lippen dick und dunkelrot, dazu hat er gelbes, lockiges Haar.

Sara dankt zurückhaltend und sucht ihre Freude zu verbergen. Es kommt jemand.

Sara schreiet leichtfüßig einher; sie ist nicht mehr allein; sie fühlt sich nicht mehr fremd hier. Der Widerhall ihrer eigenen Schritte ängstigt sie nicht mehr.

Ihre kleine Kammer liegt nach dem Garten hinaus. Der Fjord ist nicht weit; sie kann das singende Gausen von da draußen hören. Lange steht sie da und lauscht. Und ihr Blick wird so ruhig, als sei sie fröhlichen Herzens.

Sie schüttelt sich leicht, und dann setzt sie sich, legt die Hände in den Schoß und betrachtet des Tischlers Lars Meisterwerk. Sie besah bisher keine Kommode und findet diese so nett. Und dann ist es ihr Eigentum, für das sie lange gespart hat.

Sie findet den Schlüssel und öffnet sämtliche Schubläden, eine nach der anderen, um zu sehen, ob das Zeug auch ordentlich liegt. Viel hat sie ja noch nicht. Sie nimmt eine neue weiße Nachtjade heraus mit ausgegackter Halskrause und fängt an, sich auszulieken.

Das bürge Wollkleid mag wohl geniert haben; denn sie reißt sich und streicht mit der Hand über den festen weißen Hals, wie lieblosend. Dann strafft sie das Hemd über der stropfenden Brust.

Nachdem sie noch dies und jenes fingeriert hat, hüpfst sie hinein in das saubere Bett, in dem sie sich recht behaglich ausstreckt.

Und dann faltet sie die Hände.

Gleich darauf umfängt sie ein leichter Halbschlummer; aber die Gedanken arbeiten noch fort. Sie sieht ein helllockiges Haupt vor sich und ein Paar rote, stark gewölbte Lippen, deren Winkel in einer dunklen Falte endigen, die ihr so gut gefällt.

Und mit diesem Bild vor Augen schläft Sara ein.

(Fortsetzung folgt.)

Robert Schumann.

1810 — 8. Juni — 1910.

Als Talmensch und als Träumer stand Robert Schumann mitten in seiner Zeit. Von einem talkräftigen, rührigen, aus Drang und Not zu Wohlstand und Ansehen emporgekliegenen Vater erbte er Arbeitslust und -kraft, Unternehmungsgelbst und Geschäftssinn; von einer hochbegabten, aber zur Melancholie geneigten Mutter erbte er Dichtergabe und Schaffensdrang, erfuhr er aber auch das große Gemüts, daß die Kleinstädtisch denkende, auf bürgerliche Sicherheit bedachte Frau den Genius des Sohnes lange Jahre von seiner wahren Bestimmung zurückhielt. Bis er aus eigener Talkraft den Zwang zerbrach und sich ganz der Musik ergab. Und dann kam der an Witternis reiche Kampf um Clara Wieck gegen den Widerstand eines verstockten Vaters. Bis auch hier Schumanns Energie siegte und er die geliebte Frau und Künstlerin heimführte ohne Einwilligung des Vaters. Der Lebenskampf aber ging weiter, wenn auch nicht gerade um die Notdurft des Daseins, so doch um das Durchsetzen der Persönlichkeit, die Erfüllung der Ideale, die Aufgaben der großen Kunst. Als Gründer und Leiter einer neuen Musikzeitung, als Vertreter bedrängter und bedrohter Künstlerinteressen entwickelte der junge Schumann bemerkenswerten praktischen Sinn und wirksame Talkraft. Setzte er doch sogar den Plan, eine Agentur zur Herausgabe von Musikwerken zu errichten, welche den Zweck hätte, alle Vorteile, die bis jetzt den Verlegern in so reichlichem Maße zufließen, den Komponisten zuzuwenden“, und schrieb er doch schon frühzeitig das stolze Wort: „Wir schreiben ja nicht, um die Kaufleute reich zu machen.“

Als Talmensch mußte er gegen seine Zeit gerichtet sein. Und er war es auch. Er bekämpfte das Spielersche, Gehaltlose und Noskelhafte in der Musik, die laninchenhafte Stubenproduktion der

Ezernh, Herz und Gärten, widerlegte die Vorurteile der Alten gegen die „Zeufelsromantiker“ und stimmte den Marsch der Davidsbündler gegen die Philister an. Er wies auf Mendelssohn und Chopin, Berlioz und Liszt hin, auf denen die Zukunft der Musik beruhe, und rief dem Kreis der Seinen, aus dem er die Idealkämpfer der Davidsbündler in Wirklichkeit und Phantastie sich gebildet hatte, die Forderung zu: „Jünglinge, schafft fürs Licht!“ denn: „Nicht senden in die Tiefe des menschlichen Herzens — des Künstlers Beruf!“

Auf der Höhe der Bildung seiner Zeit stehend, blieb Schumann keiner ihrer Strömungen und Regungen fern. „Es affigiert mich alles, was in der Welt vorgeht, Politik, Literatur, Menschen; . . . deshalb sind viele meiner Kompositionen so schwer zu verstehen, weil sie an entfernte Interessen anknüpfen, oft auch bedeutend, weil mich alles Merkwürdige der Zeit ergreift und ich es dann musikalisch aussprechen muß.“ Er erklärte die Republik für die beste Staatsform. Bis zuletzt behielt er den Unabhängigkeitsdrang und die Selbstständigkeit der Gesinnung fest. Als Mann des Lichtes stand er stets in Kampfstellung gegen alle Dunkelmänner in Leben und Kunst.

Der feste Profizug zielbewuhter Talkraft wird in Robert Schumanns geistigem Bilde gewöhnlich übersehen. Aber er ist so deutlich, daß er selbst in Ernst Rietschels Medaillonbild von Clara und Robert die körperlichen Profillinien bestimmt hat. Im Gegensatz zu dem bekanntesten Schumannbilde, dem Gemälde Bendemanns, das das volle, bartlose, runde, vom glatten Scheitelhaar umrahmte Antlitz des Träumers mit den sinnend verschömmenen Augen von vorn zeigt. Gewiß, er war auch ein Träumer, ein Dichter, ein Innenmensch, der in geheimste Herzensstiege lauschte. Er war ein Mann, der — wie Schiller — nichts ohne Innerlichkeit tun konnte, wie er denn selbst sagte: „Ich hasse alles, was nicht vom innersten Lebensdrange kommt.“ Er ist lyriker und Tonpoet. Er gehört zu den Doppelnaturen, die im neunzehnten Jahrhundert häufig werden, in denen sich Dichter und Musiker in fast gleich starken Kräfteverhältnissen vereinigen. Vom Dichten kommt er zum Musizieren. Seine Schaffensart ist zwar immer musikalisch, aber auch immer dichterisch beliebt. Die Werke anderer, die er hört, deutet er in dichterischen Bildern aus, von der Ausmalung der Beethovenschen A-Dur-Sinfonie als eines poesievollen Hochzeitszuges bis zu der scherzhaften Bemerkung, daß er in einzelnen der Moments musicaux von Schubert sogar Schneiderrechnungen erkenne, die er nicht zu begreifen imstande, „so ein spießbürgerlicher Verdruß schwebt darüber“.

Von der Dichtkunst kam der junge Schumann ja her. Gedichte, Romane, Phantasien entlossen der Feder des Jünglings, in dessen Herz Jean Paul so gewaltige Erregungen ausgelöst hatte, daß Schumann berichtet, jener habe ihn oft dem Wahnsinn nahe gebracht. Sein Denken und Dichten steht im Banne dieses wunderlichen, überreichen Phantasiegemäuses, und in den Reiseschilderungen und Jugendschwärmereien seiner Briefe wirkt Jean Pauls Geist genau so tonangebend, wie er den romantisch schwärmenden Charakter vieler der ersten Klavierwerke bestimmt hat. Schumann behauptete sogar in der Uebertreibung des dankbaren Herzens, er habe von Jean Paul mehr Kontrapunkt gelernt als von seinem Musiklehrer. Jedenfalls hat er von ihm die Genre-malerei und die blumige Fülle des Ausdrucks in Wort und Ton. Auch wohl die gelegentliche Verworrenheit der Tongedanken, das Aphoristische und Skizzenhafte, den Ueberschwang der Phantasie.

Die literarisch-dichterischen Anregungen für sein musikalisches Schaffen treten unverkennbar zutage in seiner Reigung, Programme zu geben. Wenn es auch wahr sein mag, daß die Ueberschriften und Titel, Angaben und Andeutungen erst nach der musikalischen Ausführung hinzugefügt sind, so ist es doch ebenso richtig, daß er nicht eigentlich aus absolutem Musikempfinden heraus gestaltete, sondern aus dichterisch-bildlichem Anschauen und lyrischem Erleben. Die Davidsbündlerlänze, der Karneval, die Phantasiestücke, die Kinderszenen, das Jugendalbum usw. sind nur so entstanden zu denken. In ihnen lebt sich seine außerordentliche Gabe, innerlich Gesehenes musikalisch zu charakterisieren, in einer bunten Fülle von Gestalten und Szenen aus. Aber auch größere Werke entstanden so, und es ist ein stilles Eingeständnis des Komponisten für diese Schaffensweise, wenn er die Programmüberschriften zu seiner ersten Sinfonie hinterher tilgt. Weil er diese Abhängigkeit vom Dichterischen als Begrenzung des Musikalischen empfinden mochte, hat er sich theoretisch in schwankender Weise über Sinn und Wert der Programmmusik ausgesprochen.

Seine reine lyrische Natur aber bricht in seinen Liedern in quellenartiger Frische hervor. Hier lebt alles Herrliche in Schumanns genialer Begabung sich aus. Denn das Klavier, das doch immer die Grundlage seines musikalischen Erfindens und Denkens hergab, macht er hier in verschiedenstem Maße zum Stimmungsmittel und Seelenkinder der Melodie, die in inniger Verwebung, bald frei, bald gebunden, darüber schwebt. Sein persönlichstes Erleben spricht sich hier aus in Gebilden, von denen doch wenigstens ein großer Teil tief ins Gesamtbewußtsein des deutschen Volkes übergegangen ist, eine reiche Schar der Gefühle, die von schlichtem Hausglück hinaufsteigt bis in himmlische Entzückungen. Und die besten deutschen Poeten haben ihre Worte seinen Tönen dargeboten.

Mit keinem anderen Dichter weist Robert Schumann so nahe geistige Verwandtschaft auf wie mit Nikolaus Lenau. Sie schöpfen

Beide aus dem träumerisch-tiefen, schilsumkränzten Märchensee der Melancholie. Sie waren Vyriler der Verjenseheit und bitteren Herzensqual. Sie kannten Schmerzen, die nur vom Schicksal Gezeichnete kennen. Sie waren Romantiker und doch Zeitmenschen in revolutionären Tagen. Sie liebten beide des Posthorns Klänge und ahnten doch das Kommen einer neuen, größeren, eisernen Zeit. Im Kleinen groß, strebten beide in ihrem tiefsten Ehrgeiz nach dem ganz Gewaltigen, überragend Großen. Faust, den ewigen Typus, gestalteten sie nach ihrer Individualität neu und griffen nach höchsten und tiefsten Stoffen, nach Don Juan, Savonarola, Albigensern jener, nach Manfred, Hamlet, Geneviva, Bohengrin dieser. Und beiden fehlte die massenbändigende, ethische Befehle formende Hand des Dramatikers. So blieb ihr letztes Sehnen unerfüllt.

„Am seine müde Brust geschlagen den Mantel der Melancholie“ schritt Schumann wie Lenau dem Verhängnis entgegen. Aus dem jugendlichen feurigen Schwärmer — dessen Jugendbildnis sogar den Renauthpus zeigt — ward immer mehr der verinnerlichte, stille, wortkarge, geräuschlos einhergehende Mann. Veranlagung und Lebenskampf, Krankheit und Ueberpannung der schöpferischen Kräfte zermürbten den Tatmenschen Schumann von Jahr zu Jahr immer mehr, brachen seine rastlose Energie, lähmten seine ruhelos schaffende Phantasie in ihrem Schwunge und führten ihn schließlich dahin, wovor er wie sein Schicksalsgefährte Lenau eine instinktmäßige Scheu besessen hatte, ins Irrenhaus. Zum langsamen Tode geistigen Verfalls.

Ein Künstler- und Menschenchicksal voll tiefster Tragik! Zwischen den Gegenpolen seiner Natur umhergetrieben, hat Schumann den Ausgleich widerstreitender Kräfte und Anlagen nicht finden können. Seine Doppelnatur hatte er selbst klar erkannt und in den Gestalten des Florestan und Eusebius dichterisch aus sich herausgestellt. Der männlichkräftige Lebensbejaher fand nicht die höhere Einigung mit dem weiblichensiblen Taucher in Seelentiefen, der Romantiker und Melancholiker überwachte den fortschrittfreundlichen, zukunftfrohen Kulturpionier, der hellen Auges auf das Kommende geschaut hatte. Zwischen Beethoven und Wagner stehend, ist Schumann der erste gewesen, der in der Musik einen allgemeinen Kulturfaktor erkannte, der ihre unendliche Entwicklungsfähigkeit ahnte und die „Erhebung des deutschen Sinnes durch die Kunst“ als Ziel verkündete. Er ahnte, wie weit draußen dieses Ziel noch liegen muß, und bekannte, daß es ihm oft sei, als ständen wir an den Anfängen, als könnten wir noch Saiten anschlagen, von denen man früher noch nicht gehört. Und so gipfelt sein künstlerisches Glaubensbekenntnis in dem herrlichen Satz: „Wir wären am Ziel? Wir irren! — Die Kunst wird die große Fuge sein, in der sich die verschiedenen Völkerschaften ablösen im Singen.“

Wir feiern Robert Schumann nicht als Musiker allein, sondern als Kultur- und Dichtfreund und als Zukunftsmenschen!
Felix Bimmermann.

Kleines feuilleton.

Erziehung und Unterricht.

Das Farbenbenennungsvermögen der Schulkinder. Im Kölner ärztlichen Verein hielt Dr. Warburg einen sehr interessanten Vortrag über die Fähigkeit der Schulkinder, die Farben zu benennen. Von 1280 auf ihr Farbenbenennungsvermögen untersuchten Kindern wurden richtig benannt: Weiß in 99 Proz., Schwarz in 98 Proz., Rot in 94 Proz., Gelb in 87 Proz., Grün in 78 Proz., Blau in 71 Proz., Braun in 50 Proz., Grau nur in 30 Proz., Violett in 29 Proz. Auffallend war, daß im allgemeinen die Mädchen einen höheren Prozentsatz bezüglich der Farbenbenennung stellen als die Knaben. So konnten in der obersten Klasse 43 Prozent der Knaben alle Farben benennen, während dieser Prozentsatz bei den Mädchen 67 Proz. betrug. Dieser Unterschied dürfte auf die Beschäftigung der Mädchen, vor allem beim Spielen mit den Puppen, zurückzuführen sein, in dessen ist zu berücksichtigen, daß schon im ersten Lebensjahre die Kinder weiblichen Geschlechtes ein besseres Unterscheidungsvermögen in den Farben besitzen als die Kinder männlichen Geschlechtes. Eine Stichprobe, ob das Farbenbenennungsvermögen mit der Intelligenz zusammenhängt, wurde vom Vortragenden gemacht. Es wurden, während die Lehrer die Kinder je nach ihrer Leistungsfähigkeit in drei Gruppen eingeteilt hatten, die Kinder ebenfalls in drei Gruppen nach ihrem Farbenbenennungsvermögen eingeteilt. Diese Verteilung stimmte mit Ausnahme eines Kindes vollständig mit der anderen überein! — In den Hilfsschulen besitzen die Kinder von neun Jahren ungefähr dasselbe Farbenunterscheidungsvermögen — wie in den anderen Schulen die Kinder von sechs Jahren. Auf Grund dieser Untersuchungen stellte Dr. Warburg die Forderung auf, daß in den Schulen möglichst kräftige Farben auf den Bildern zur Anwendung kommen sollen und daß ferner vor der Entlassung der Kinder auch eine Prüfung auf die Farbenbenennung stattfinden, letztere schon aus dem Grunde, damit die entlassenen Kinder selbst auf den eventuellen Defekt aufmerksam gemacht werden.

Haushirtschaft.

Vom Spargel. In den Gärten der Gemüseverkäufer präsentiert der hübsch weiß gewaschene Spargel sich appetitlicher als jener, dem noch manches Erdkorn vom heimatlichen Boden anhaftet. Wer weise ist, wählt aber trotzdem beim Einkauf den letzteren, wenn ihm nicht Gewähr geboten wird, daß der sauber ausschauende Spargel nur gewaschen ist, nicht aber etwa stundenlang im Wasser gelegen hat. Der Spargel, der stundenlang im Wasser liegt, wodurch er ein so appetitliches Aussehen erhält, nimmt nicht nur Wasser auf, das der Käufer mitbezahlen muß, sondern er verliert an seinen festen Bestandteilen. Die Wasseraufnahme an und für sich fällt weniger ins Gewicht, da beim ungewaschenen Spargel der Käufer ja doch Spargel plus Sand bezahlt. Aber der Verlust an festen Bestandteilen vermindert den Wert des Spargels. Frisch gestochener Spargel enthält ungefähr 93 1/2 Proz. Wasser und 6 1/2 Proz. feste Bestandteile: Zellulose, Eiweiß, Salze und Asparagin, daneben einige aromatische Stoffe. Durch Versuche ist festgestellt, daß der Spargel nach 14stündigem Lagern im Wasser bis 12 Proz. seiner organischen Bestandteile eingebüßt hatte. Ganz besonders werden durch das lange Wässern die den Spargel als Genußmittel so wertvoll machenden Salze beeinträchtigt.

Man verzichte deshalb beim Einkauf auf gewässerten Spargel und lasse den Spargel auch nicht lange im Wasser liegen. Einfaches Abwaschen wird genügen. Auch bei der Zubereitung empfiehlt es sich, nur wenig Wasser zu verwenden. Wer statt im Dampf im Wasser kochen will, benutze nur siedendes Wasser. Solches Wasser läßt die Eiweißkörper schnell gerinnen und beugt einem Verlust fester Bestandteile vor.

Vorsäure zur Konservierung von Nahrungsmitteln? Der Streit, ob die Vorsäure mit Nutzen und ohne Schaden zur Konservierung von Nahrungsmitteln verwendet werden kann, hat bis auf den heutigen Tag hin und her gewogt. Im großen und ganzen hat die Abneigung gegen Vorsäure die Oberhand behalten, trotzdem von wissenschaftlicher Seite vielfach behauptet wurde, daß die Vorsäure keinerlei bedenkliche Eigenschaften habe. Jetzt hat Julius Bernstein, wie das „Britische medizinische Journal“ mitteilt, die Wirkungen der Vorsäure bei der Konservierung von Nahrungsmitteln nochmals untersucht und ist durch zahlreiche Versuche zu Ergebnissen gelangt, die der Vorsäure zum mindesten wenig günstig sind. In einer Lösung von nur 1/10 Proz. hindert sie in auffälliger Weise das Wachstum von Hefepilzen und anderen harmlosen Schmarozern; weit weniger aber hindert sie krankheitsregende Keime wie den Typhusbazillus oder den Gärtnerschen Bazillus (der für Darm-erkrankungen verantwortlich zu machen ist), an der Entwicklung! Daraus ergibt sich der peinliche Schluß, daß die Keime, die eine sehr leicht bemerkbare Veränderung der Nahrungsmittel herberrufen, durch die Vorsäure ferngehalten werden, nicht aber diejenigen, die besonders gefährlich sind und sich nicht durch derartige Veränderungen verraten.

Medizinisches.

Die Krebsbehandlung des Professors Rampoldi. Ueber die Ergebnisse, die Professor Rampoldi von der Universität Pavia mit einer neuen Art der Behandlung von Hautkrebs erzielt hat, erhielt die Münchener Medizinische Wochenschrift einen eigenen Bericht aus Italien. Das Mittel, das der Gelehrte anwendet, heißt Jequiritol; es wurde von Rampoldi schon seit einigen Jahren erprobt, aber bisher nicht bekanntgegeben, weil er erst eine möglichst umfangreiche Erfahrung über die Wirkung des Mittels sammeln wollte. Zunächst hatte er die Beobachtung gemacht, daß das Jequiritol imstande ist, bei der Weichhautentzündung des Auges die dabei zuweilen auftretenden Knötchen verschwinden zu machen wobei sich herausstellte, daß das umgebende Gewebe nur sehr wenig in Mitleidenschaft gezogen wurde. Dadurch fühlte sich Professor Rampoldi angeregt, einen Versuch mit demselben Stoff auch gegen Krebszellen vorzunehmen, und er bemerkte gleich anfangs eine erfreuliche Wirkung, die sich auch bei einigen schwereren Fällen zeigte, wo der Krebs schon bis auf den Knochen gedungen war oder sich auf die für die Behandlung sonst immer sehr schwierige Schleimhaut erstreckte. Das Jequiritol wurde gewöhnlich in einer Salbe äußerlich angewandt. Auch Einspritzungen wurden in schwereren Fällen versucht, hatten oftmals aber eine zu starke allgemeine Wirkung. Selbst große Geschwülste verschwanden zuweilen schon nach wenigen Wochen, während Neubildungen oft erst nach mehreren Monaten wichen. Es wird behauptet, der Verlauf der Heilung sei ein so regelmäßiger, daß der Kranke nach einiger Zeit die weitere Behandlung selbst ausführen kann und der Arzt nur den Fortschritt zu überwachen brauche. Bei tieferliegenden Geschwülsten der inneren Organe hat das Verfahren bis jetzt noch keine Anwendung finden können. Ebenso läßt sich über seinen Erfolg bei Brustkrebs bisher nichts Bestimmtes sagen. Der Schleimhautkrebs stellte sich auch hier stets schwieriger dar; bei ihm hat Rampoldi bisher kaum zehn Heilungen erzielt, bei Hautkrebs fast hundert. Jedenfalls wird man gut tun, auf die Entdeckung Rampoldis bis auf weiteres nicht allzu hohe Hoffnungen zu bauen.